Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 5 (1915)

Heft: 49

Artikel: Der ertrunkene Fridolin

Autor: Zahn, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644698

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49 — 1915 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 4. Dezember

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Den Kindern.

Von Hermann Hesse.

Ihr wisset nichts von der Zeit,
Wißt nur, daß irgendwo im Weiten
Ein Krieg geschlagen wird,
Und zimmert Holz zu Schwert und Schild und Speer
Und kämpft im Garten selig euer Spiel,
Schlagt Zelte auf,
Tragt Binden mit dem roten Kreuz.
Und hat mein liebster Wunsch für euch Gewalt,
So bleibt der Krieg
Für euch nur dunkle Sage allezeit,
So steht ihr nie im Feld
Und tötet nie
Und fliehet nie aus brandzerstörtem Haus.
Dennoch sollt ihr einst Krieger sein
Und sollt einst wissen,
Daß dieses Lebens süßer Atem,
Daß dieses Herzschlags liebes Eigentum
Nur Leben ist, und daß durch euer Blut
Vergangenheit und Ahnenerbe
Und fernste Zukunft rollt,
Und daß für jedes Haar auf eurem Haupte
Ein Kampf, ein Weh, ein Tod gelitten ward.
Und wissen sollt ihr, daß der Edle
In seiner Seele immer Krieger ist,
Auch der nie Waffen trug,
Daß jeden Tag ein Feind,
Daß jeden Tag ein Kampf und Schicksal wartet.
Vergeßt es nicht!
Gedenkt des Bluts, der Schlachten, der Zerstörung,
Auf denen eure Zukunft ruht,
Und wie aus Tod und Opfer Vieler
Das kleinste Glück sich baut!
Dann werdet ihr das Leben lodernder
Und werdet inniger einst den Tod umarmen.

Der ertrunkene Fridolin.

Von Ernst Zahn.

I.

Als der Fridolin Inderbitzi heiratete, war er zweiundzwanzig Jahre alt, und es war einfach gar nicht anders möglich, als daß er heiraten mußte; denn er war ein Staatsbursche und an der Kirchweih wie an der Fastnacht schauten sich die Mädchen von Schattdorf die Augen nach ihm blind. Die Rosa Bissig schon allen voran. Ja, Sapperment, und die Rosa Bissig war beim Gelde und eine Halbwaise und die Mutter kränklich und zu nichts nutz und das stattliche Gasthaus zur Brücke mußte einen Meister haben. Wenn aber der Fridolin nicht zugriff, je nun, so kam eben ein anderer in die weichen Federn. Zweiundzwanzig war ja noch kein Methusalemsalter. Die Rosa hatte zwei Jährchen mehr! Da war auch die kleine Base Margrit. Die war ein vierzehnjähriges Kind, hatte zwei blonde Zöpfe und große blaue Augen und hatte von klein auf die Rede im Munde geführt: „Der Fridolin wird mein Mann.“ Doch das war Unsinn. Er konnte doch das Kind nicht heiraten! Und nun fand sich eben die andere Gelegenheit. Ja — „und“ und — „und“ — und — „und“!

Fridolin nahm also die Rosa Bissig.

Verlobt hatten sie sich an der letzten Kirchweih, zu welcher er vom Militärdienst weg in Uniform gekommen war. Sapperlot was für ein Strammer! Blondes Haar, ein Gesicht wie aus Weiß und Rot gemalt mit feinem blondem Flaum auf der Oberlippe und eine mittelgroße Gestalt, an der die Uniform mit den leuchtend roten Aufschlägen wie angegossen saß. Wenn der der Rosa nicht hätte in die Augen stechen sollen!

Aber auch sie durfte sich sehen lassen. Sie trug an der Kirchweih ein dunkles Kleid und war braun wie eine Halbnegerin, aber sie hatte ebenmäßige Züge und das Samtband, das sie um das schwarze Haar geschlungen trug, stand ihr gar wohl. Die schwarzen Brauen waren in einem feinen scharfen Striche über die braune Stirne hingezeichnet.

Am Hochzeitstage steckte Fridolin nicht in Uniform, er hatte sich einen dunkeln Anzug machen lassen, wie ein Ratsherr bei Gott, und seine braune Frau Rosa legte ein schwarzseidenes an und einen langen weißen Schleier, der auf dem Kopfe im Brautkranz festgehalten wurde. Die Beiden kannten einander eigentlich noch wenig; denn während der kurzen Brautzeit war jedes durch seine Pflichten zu Hause in Anspruch genommen gewesen, und es wußte, wie es bei manchem Brautpaar heutzutage der Fall, eines vom andern nur gerade das, was es mit Augen schauen konnte und was es die Leute reden hörte. So dachte also die Rosa vom Fridolin und dieser von der Rosa, daß sie eine rechte Augenweide seien und ein höchstpassender Gegenstand der Zärtlichkeit, hörten auch die Leute einerseits rühmen, der Fridolin sei ein fleißiger und erfahrener Landwirt und die rechte Hand seiner verwitweten Mutter und anderseits, die Rosa bedeute die eigentliche Regierung im Gasthaus zur Brücke, ihre kränkelnde Mutte habe längst nichts mehr zu sagen, sie aber führe eine Musterordnung und schaue allezeit auf einen währschaften Tropfen. Einmal fiel von irgend einem die respektlose Bemerkung, die Rosa sei ein „räßer Teufel", aber gerade an dem ließ der Zufall den Fridolin vorbeihören. Vielleicht würde es ihm aber aus Grund der bekannten Taubheit der Verliebten auch keinen Eindruck gemacht haben, wenn er es gehört hätte.

Selten ging daher ein Brautpaar vergnügter zur Kirche, als die Rosa mit dem Fridolin.

Der Himmel meinte es besonders festlich mit ihnen. Er war das ganze Jahr noch nie so blau gewesen wie an diesem Tag. Es tauchte hier und da ein Gutwetterwölklein darin auf und verschwand wieder, wie wenn es das Hochzeitspaar eben nur hätte grüßen oder anstaunen wollen. Die Sonne aber legte ihren herbstlich klaren Glanz den Zweien vor die Füße, daß sie auf einem leuchtenden Teppich schritten und ließ das Halskettlein aus dünnem Golde, das die Braut trug, glänzen, damit die Leute nur ja recht den Schmuck der Schmucken bestaunen konnten.

Gaffer und Stauner waren genug am Wege. Fridolin sah es mit innerem Vergnügen. Er drehte sich manchmal um und sagte ein Wort zu seinem Nebenhochzeiter, dem Schmidheinihans, der mit seiner Jungfer hinter ihm schritt. Er grüßte auch laut und ganz unfeierlich den und jenen Bekannten, den er unter den Zuschauern sah. Dadurch geriet er nun mehrmals um einen Schritt hinter sein künftiges Gespons zurück und das machte die Rosa ein wenig ungeduldig. Sie verriet es zuerst nur durch eine Achselbewegung, in welcher leise Verdrossenheit lag, dann durch ein mahnendes: „Komm doch" und dann, wobei ein rasches Zörnlein ihr über das Gesicht schoß, durch ein nochmaliges, schärferes „Mach doch vorwärts".

Fridolin hörte auch diesmal nichts Böses aus den Worten. Er war, wie von Gestalt breit und von Bewegung langsam, so auch im Wesen gemächlich und gemütlich, und es dauerte immer lange, bis die Wirkung der Erregung anderer durch seine dicke Haut drang und auch sein Blut rascher wallen machte. Er hielt übrigens fortan mit der Braut Schritt und so konnten sie als das friedlichste und zufriedenste Paar vor den Altar treten. Fridolin begegnete nach der Trauung dem Blick der blonden Margrit und konnte sich nicht enthalten, mit glücklichem Prahlen ihr zuzunicken, wie wenn er sagen wollte: „Habe ich nicht einen Geniestreich gemacht?"

Dann traten die jetzt Vermählten abermals in den heiterhellen Tag hinaus. Zu dem Glanz desselben kam jetzt noch der Klang der Glocken, der zu ihren Häuptern sang. Es war beim Eid, wie wenn Engel in den reinen Lüften jubilierten: „Ei, das habt Ihr gut gemacht!"

Recht unvernünftig rücksichtslos und plötzlich unterbrach ein Krachen das schöne Glockensingen.

Die Rosa tat vor Schreck einen Sprung, als ob der Bräutigam an ihrer Seite explodiert wäre.

„Das ist auch eine Art," begehrte sie auf, erinnerte sich aber rechtzeitig, daß das Krachen nur eine Huldigung sein sollte und daher Dank statt Groll verdiente.

Es war nämlich an einem nahen Hügel ein Mörser losgegangen und damit der Anfang zu dem an Hochzeiten üblichen Freudenschießen gemacht. Zwei weitere Mörser brummten ihren Beifall und, als das neugebackene Ehepaar an eine Stelle kam, wo der Weg sich teilte, hob abermals ein ohrenbetäubendes Knallen an. Da standen die Kameraden des bei allen wohlgelittenen Fridolin und schossen ihm das Glück ins Haus.

„Das ist auch eine Art," wiederholte hier die Rosa und es klang schon ein wenig aufgebrachter.

Das Schießen war auch wirklich übergut gemeint, und wenn es einen vergnügten Trampelbär wie den Fridolin nicht belästigte, so mochte es doch, da es lange dauerte und an Heftigkeit eher zu- als abnahm, einem zärternervigen Frauenzimmer End aller Ende die gute Laune verderben.

Der Rosa zum mindesten verdarb es sie. Sie zog ihren Mann am Arm vorwärts und die schwarzen Brauen rückten scharf zusammen.

An dem Vorwärtszerren merkte Fridolin seines jungen Weibes Mißstimmung. Aber seine Gelassenheit wurde nicht erschüttert. Er wunderte sich auch nicht groß, als bei ihrer Ankunft im Gasthaus zur Brücke Rosa seinen Arm plötzlich losließ, einen Blick in die Wirtsstube zur Rechten des Eingangs tat und dann ins Haus schoß, als ob es brennte.

Inzwischen hatten sich die geladenen Gäste vor dem Hause gesammelt, die Witwe Inderbitzi, Fridolins Mutter, und die junge Margrit, die bei ihr im Hause wohnte, Nebenhochzeiter und Nebenhochzeiterin und ein paar andere Verwandte und Freunde. Mit denen trat Fridolin ins Haus und fand seine Hälfte, die sich den Schleier vom Kopf genommen, in der Stube hantierend wie zu jeder werktäglichen Stunde. Sie hantierte indessen nicht nur, sie schimpfte auch. „Habe ich es nicht schon vorher gesagt, daß ich wieder alles selber werde machen müssen?"

Die Schelte galten der morschen, müden, kleinen Mutter, die zu Hause geblieben war und mit Hilfe einer Magd den Festtisch hätte richten sollen, damit aber in all ihrer herumhinkenden Gebrechlichkeit nicht fertig geworden war. Die Suppe stand nicht auf dem Tisch, wie die entschlossene und rasche Tochter es erwartet hatte. Auch der Wein fehlte noch und zwei Teller zu wenig standen da. Das flog nun alles der Frau Rosa von der Hand, daß es zum Staunen und ein Beweis ihrer Tüchtigkeit, freilich auch ihrer Unwirrschheit war. Fridolin sperrte die Augen auf. Es wurde

ihm bei der Raschheit seiner Gesponsin zum ersten Male etwas bänglich zu Sinn.

Eine Weile später schien es ihm auch nicht ganz angebracht, daß die Frau ihm einmal plötzlich das Glas aus der Hand nahm, das er eben zum Munde führen wollte.

Die Gäste am Tisch schlugen ein Gelächter auf.

„Aha, jetzt mußt schon folgen lernen," neckte einer.

Rosa aber lachte und erklärte, das Weintrinken sei nur eine schlechte Gewohnheit und sie tue ihrem Mann einen rechten Dienst, wenn sie seine mechanischen und gedankenlosen Trinkbewegungen etwas regele.

Fridolin Inderbitzi kam so nicht zu dem Hochzeitsrausch, der sonst Art im Dorfe war, und den er, unwissentlich vielleicht, auch rechtschaffen im Schilde geführt hatte.

Der Hochzeitstag verlief überhaupt etwas anders, als Fridolin ihn erwartet hatte. Es dämmerte ihm im Verlauf desselben auf, daß er nicht nur eine hübsche, sondern auch eine eigenwillige Frau geheiratet. Die Entdeckung verwirrte ihn, schädigte ein bischen seine Vergnügtheit und machte ihn ein wenig dumm im Kopfe, so daß er, als am Abend die letzten Gäste aus dem Hause gingen, ihre Spottreden oder mehr oder weniger guten Ratschläge recht von ferne hörte und deren Sinn kaum verstand.

Als dann die Margrit zum Abschied ihre Hand in die seine legte, kam ihn eine sonderbare Wehmut an, als ob er heute etwas verloren habe.

Mit der wachsenden Stille jedoch, die über das Gasthaus zur Brücke kam, ebbte auch die geräuschvolle Geschäftigkeit der Rosa ab. Die schwache Mutter legte sich schlafen, die Magd verschwand und zuletzt blieb nur noch das Hochzeitspaar übrig. Rosa räumte noch auf, während Fridolin mit einer letzten Zigarre hinter dem Tische saß.

„Was meinst, haben sie es recht gehabt, die Gäste?" fragte ihn die Frau.

Da mußte er doch zugeben und sagen: Ja, wie die Könige hätten sie es gehabt. Und er wußte wohl, daß die Rosa das Verdienst am Gelingen der Bewirtung hatte und daß sie eine sappermentstüchtige sei. Er betrachtete sie so von der Seite und hatte aufs neue sein Wohlgefallen an ihrer braunen, kräftigen Schönheit. Es dauerte nicht lang, so kam er hinter dem Tisch hervor und erwischte sie um die Hüfte. Sie ließ es sich gefallen. Ja, sie schien jetzt, da sie ihn allein hatte, auch eine ganz andere. Ihre braunen Augen glänzten von versteckter Zärtlichkeit.

So gingen die Zwei End aller Ende ganz vergnügt auf ihre Kammer. (Fortsetzung folgt.)

Der Haager Friedenspalast.

Von Ernst Trösch.

Parallel dem sonnigen, vornehmen Villenquartier, das sich nördlich des Bahnhofs der Staatsspoor in der feinen Residenz der Königin der Niederlande dahinzieht, dehnt sich der märchenhafte „Bosch", ein Park voll von unergründlichen Geheimnissen, versteckten Schönheiten, tiefgrünen Wildnissen, verschwiegenen Waldwegen und tiefverhängten lauschigen Plätzchen, weithin zwischen Poldern und Dünenland. Wir folgen dem Bezuitenhoudschen Weg bis zum Laan van Nieuw Oost Indië, wo anmutige englische Cottages hinter duftenden Rosen und Geranien das beginnende unendliche Marschland grüßen, und dringen dann über einen Kanal hinüber in die grüne Pracht des Parkes vor. Bald lichten sich die Wege. Blumenreiche Anlagen wechseln ab mit dunkeln, träumerischen Wassern, blüten- und düfteschwere Gärten mit einzelnen herrlichen Baumgruppen: Wir nähern uns dem „Huis ten Bosch", der Sommerresidenz der Königin.

Ein stillvornehmer, äußerlich fast schmuckloser Bau, der nur in dem etwas unvermittelt vorspringenden, durch einige Statuen betonten Treppenaufgang und in dem tiefen Glanz seiner Fenster das reiche Innere ahnen läßt, ist dieses Haus ein Wahrzeichen für das bescheidene, aber ungemein tüchtige Volk an der Nordsee, das die Welt schon mehr als einmal mit seiner Kunst und seinem Handel beherrscht hat. Es erzählt uns im Grunde dasselbe, was jedes Häuschen an den reichbefrachteten Kanälen wiederspiegelt: verschwiegene Tüchtigkeit, solide Wohnlichkeit, stillfreudigen Ernst. Es gleicht jenen Menschen, die, ob sie auch verschlossen, unzugänglich scheinen, tief im Auge ein heimliches Lachen und im Gemüt eine sonnige Klarheit und Offenheit, ein freudiges Sichgeben und Genießen tragen.

In diesem Haus fand 1898 die erste Haager Konferenz statt, die auf die Initiative des Zaren hin zusammengerufen worden war.

Eine denkwürdige Versammlung! Nicht sowohl der Arbeit wegen, die sie geleistet, als vielmehr deretwegen, die sie nicht geleistet hat. Nicht der Erwartungen wegen, die sie erfüllt hat, sondern deretwegen sie ins Leben gerufen worden war.

Aber alles Große sucht seine Anfänge im Kleinen.

Wie sollte ein Weltparlament und ein Weltgerichtshof gleich von jenem Augenblick an, wo zum erstenmal einem Monarchen das Lichtchen der Erleuchtung aufgegangen ist, daß auch auf internationalem Gebiet Recht besser als Willkür, Ordnung besser als Anarchie wäre, vollendet und vollkommen dastehen? Große Ideen brauchen oft Jahrhunderte, um sich durchzusetzen. Einsicht lernen die Völker vielfach erst dann, wenn die Not, die ungeheure, bittre Not sie dazu zwingt. Sollte es mit der größten Idee der Weltgeschichte, mit der folgenreichsten Einsicht der Völker anders bestellt sein?

Der ewige Friede?

Wenn man dabei an einen paradiesischen Zustand im Zusammenleben der Völker denkt, wo jeder Kampf um den Futtertrog aufhört, wo alle Gegensätze kampflos überbrückt werden, dann allerdings ist er eine Utopie. Unter den heutigen Gesellschaftsformen erst recht. Der Kampf wird niemals aus der Welt zu schaffen sein, so lange nicht alles Leben ausgelöscht wird. Denn Kampf ist Leben, und leben heißt kämpfen. Aber es ist ein großer Unterschied, ob dieser Kampf mit Stickbomben, Maschinengewehren, Handgranaten und Bajonetten ausgefochten wird, oder ob man ihn mit Druckerschwärze und Stimmzetteln führt, ob er, tierischer als jede Tiernatur, in Erdlöchern und in und unter den Trümmern ganzer Länder wütet, oder ob er das Parlament, das freie Forum der öffentlichen Meinung zur Wahlstatt wählt. Ein ungeheurer Unterschied, aber bloß ein Unterschied der Form, nicht einmal ein Unterschied des Grades.

Es gab eine Zeit, wo jedes Tal das andere, jede Provinz die andere, jede Stadt die andere mit den Waffen des Mordes bekämpfte, wie es heute noch die Völker tun.